Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Welt der Arbeit" vierteljährlich 80 Pf., bei Lieferung frei ins Haus 90 Pf., bei Postbestellung 90 Pf. ohne Bestellgeld. Durch die Post bezogen Zeitungsliste 6/92 pro Vierteljahr M 2.24. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M. für das übrige Ausland 7 M. pro Monat.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I. Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung unter Umständen Ermäßigung gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I. Nr. 1769.

Einzelne Nummer mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 179. | Dresden, Mittwoch den 6. August 1902. | 13. Jahrg.

Die Posener Posse

bleibt ziemlich lange auf dem Repertoire der politischen Schaubühne. Die Regierung scheut noch immer, sich zu ihren Thaten zu bekennen. Trotz aller dringlichen Aufforderungen, namentlich der gutgesinnten Presse, eine amtliche Aufklärung über die Geschichte der Feldwebelstochter-Heirat zu geben, schweigt die Nordd. Allg. Ztg. wie das Grab. Aber inzwischen sorgen die liberalen Blätter dafür, daß dem Publikum die nötigen Informationen über die hochwichtige Affaire nicht fehlen. Natürlich verstehen sie — da auch der Liberalismus hokatistisch verseucht ist — die lächerliche Etikettefrage darunter, ob ein Rat zweiter Klasse die Tochter eines Unteroffiziers und späteren Subalternbeamten heiraten darf. Für diese Seite der Sache haben die liberalen Parvenüs Verständnis. Müssen sie sich doch oft genug über die hochnäsigen Junker ärgern, die die „Aristokratie des Geldes" noch immer nicht für ganz gleichberechtigt gelten lassen wollen, so gern sie auch sonst die Töchter und namentlich die Moneten dieser Parvenüs nehmen. Die Entrüstung über den Kastengeist steht diesen Leuten wohl an, die sich fast ebenso oft aus reinem Hochmut, wie aus wütender Gewinnsucht weigern, mit streikenden Arbeitern überhaupt zu verhandeln, die oft genug den Fabrikinspektoren, die auf unwürdige, die Ehre der Arbeiter und Arbeiterinnen verletzende Zustände in den Betrieben der Herrschaften hinwiesen, mit der charakteristischen Ausrede gekommen sind, die Arbeiter hätten für das Entwürdigende dieser Zustände gar keine Empfindung. Wenn die liberale Presse gegen den Kastengeist wettert, so wissen wir, daß sie nur die Grenzlinie verschoben haben will, von der an der „gebildete Mensch" anfängt — an eine Aufhebung dieses Grenzstrichs denkt sie nicht und daß die Arbeiter eine niedere Rasse darstellen, mit deren Angehörigen der „Gentleman" niemals auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren kann, das steht für den liberalen Bourgeois ebenso bombenfest, wie für den eingebildetsten Krautjunker und die unnahbaren Angehörigen der militärischen und höheren Zivil-Bureaukratie.

Ein recht charakteristisches Beispiel dafür, aus welchem Gesichtspunkt das deutsche Bürgertum die Affaire Löhning betrachtet, giebt die nationalliberale Straßb. Post. Nach einer scharf gehaltenen Kritik bringt sie einen langen Beschwerdezettel vor. Sie hat sich einiger Fälle Löhning erinnert:

Des „Falles Löhning", in dem ein außergewöhnlich leistungsfähiger und hochbegabter Beamter — auch er war zufällig ein Rat zweiter Klasse — zur Einreichung seines Abschiedes gezwungen wurde, weil er die Dame geheiratet, die ihm, dem vereinsamten Witwer, das Hauswesen geführt hatte; des „Falles Löhning", in dem ein hoher Offizier — ein Oberst, also auch ein Rat zweiter Klasse — verabschiedet wurde, weil er, ebenfalls ein Witwer, ein wohlgebildetes, tadelloses und vermögendes Mädchen heiraten wollte, dessen Eltern ein großes Wollwarengeschäft besaßen, in dem auch die Tochter mit thätig gewesen war; des „Falles Löhning", in dem ein vielversprechender junger Leutnant, der mit Leib und Seele beim königlichen Dienste war, den Rock des Königs ausziehen mußte, weil er die Tochter der Witwe eines Universitäts-Bibliothekars, bei der er mehrere Jahre gewohnt hatte, heiraten wollte. Der Regimentskommandeur, ein wohlwollender und dem jungen Leutnant durchaus freundlich gesinnter Mann, erklärte diesem gegenüber wehmütlich, daß gegen die junge Dame weder der Herkunft noch der Person noch irgend etwas zu erinnern sei, daß aber der Umstand des „gewerbsmäßigen Zimmervermietens" seitens der Mutter es unmöglich mache. Und ist es etwa etwas anderes als ein „Fall Löhning", wenn ein junger Mann, wissenschaftlicher Hilfslehrer und Tutor der Philosophie, der seiner einjährig-freiwilligen Dienstzeit mit besonderem Eifer und von seinen Vorgesetzten anerkanntem Erfolge genügt hat, nicht zum Reserveoffizier für qualifiziert erachtet wird, weil sein Vater Pedell an einem Gymnasium ist? Von zwei Brüdern, Söhnen des Besitzers einer bekannten großen Tuchhandlung, die ihrer Militärpflicht als Einjährige in einem und demselben Kavallerieregiment genügt hatten, wurde der eine, Referendar, zum Reserveoffizier befördert, der andere, obwohl er beruflich der tüchtigere war, nicht. Nach Jahren stellte es sich heraus, daß seine Zurücksetzung mit dem Umstande zusammenhing, daß er im Geschäfte seines Vaters thätig war und dort gelegentlich auch beim Verkauf mit angriff. Das war als „ungeeignete Stellung" angesehen worden, und so brachte der junge Kaufmann es schließlich nur bis zum Unteroffizier. Ist das kein „Fall Löhning"? Zum Schlusse sei noch ein Fall erzählt, in dem der Sohn eines reichen und angesehenen Kaufmanns, Besitzers vieler Ehrenämter, ein junger Mann von feiner Bildung, stattlicher Erscheinung und besten Formen, der mit ungewöhnlichem Eifer als Einjähriger gedient hatte und bei seinen Vorgesetzten ohne Ausnahme sehr wohl gelitten war, mit brennendem Schmerz darauf verzichten mußte, Reserveoffizier zu werden, weil der Vater Jude war und nicht die „Vorsicht gehabt" hatte, wenigstens seine Kinder taufen zu lassen. Ist das nicht auch in seiner Art ein „Fall Löhning"?

Zum Schluß meint das Blatt entrüstet: „Wenn das nicht Sozialdemokraten züchten heißt, dann wissen wir es nicht." Wenn das Blatt damit etwa meint, daß dadurch gutgesinnte Bürger der Sozialdemokratie zugeführt werden könnten, so haben wir natürlich nichts einzuwenden, wenngleich wir zur Dauer der Produkte solcher Züchtung nicht allzuviel Vertrauen gewinnen können. Wenn das Blatt aber meint, daß diese Beschwerden in der Arbeiterschaft großen Eindruck machen, dann irrt es sich gewaltig. So wenig der deutsche Proletarier etwa geneigt ist, den Kastengeist der Junker und der höheren Bureaukratie als „berechtigte Eigentümlichkeit" hinzunehmen, ebenso wenig vermag er die bewegten Klagen der Bourgeois tragisch zu nehmen, daß junge Damen aus guter Familie, und teilweise sogar mit Vermögen, nicht zu den höheren Sphären zugelassen worden sind, oder daß jungen Herrchen die sich doch die feudalen Allüren schon ganz prächtig angeeignet hatten, das herzbrechende Malheur passiert ist, nicht Reserveleutnant zu werden. Es giebt wahrlich schlimmere Dinge im deutschen Vaterland, die flammender Entrüstung wert sind. Für diese kleinen Aeußerungen des Kastenhochmuts, für diese Ueberreste aus dem 18. Jahrhundert, die man in Preußen-Deutschland so sorgfältig konserviert, hat die deutsche Arbeiterklasse nur ein belustigtes Lachen. Und wenn diese Seite der Affaire Löhning in sozialdemokratischen Blättern ausführlich behandelt wurde, so geschah es, weil die ungeheuere Lächerlichkeit, daß sich die ganze Regierungsmaschinerie in Bewegung setzte, um zu verhüten, daß der höhere Beamtenstand durch eine Mesalliance befleckt wurde, dem Publikum nicht vorenthalten bleiben durfte.

Aber die Affaire Löhning hat eine andere Seite, die der ernsthaften Betrachtung wert ist, und diese Seite sehen die liberalen Blätter fast komisch und sonders nicht. Das sind die Schlaglichter, die sie auf die Polenpolitik der Regierung wirft. Es ist unglaublich, aber wahr — während die liberale Presse zetert über das furchtbare Unrecht, das man Herrn Löhning und seiner Frau angethan hat, während sie blutige Thränen weint ob der schrecklichen Thatsache, daß die Söhne wohlhabender Kolonialwarenkrämer nicht des Reserveoffiziers für würdig gehalten werden, hat sie kein Wort gegen die verfassungswidrige Behandlung der Polen. Gewissenlosigkeit nennt sie es hin, diese angebliche treue Hüterin der Verfassung, daß die Polen von der Beamtenkarriere ausgeschlossen werden, daß Beamte Steuererleichterungsgesuche nach „nationalen Rücksichten" entscheiden, daß die Regierung versucht, Beamte zur Wahl ihr genehmer Kandidaten zu zwingen.

Hier wäre der Donner der Entrüstung angebracht und hier schweigen alle Flöten. Die Haltung der liberalen Presse bei der Erörterung der Affaire Löhning ist wahrhaftig ein lehrreicher Beitrag zur Naturgeschichte des deutschen Liberalismus.

Schweizerische Arbeitertage in Winterthur.

Z. **Winterthur**, 3. August.

Die Industrie- und Arbeiterstadt Winterthur hat sich festlich geschmückt zum Empfange der aus allen Gauen der Schweiz zu Hunderten herbeieilenden Grütlianer und Sozialdemokraten, die hier erst wichtige, ernste Arbeit verrichten, um dann den Wettkämpfen im Turnen, Singen und Schießen obzuliegen und nebenher einige festliche Stunden zu genießen. Es ist nämlich Tradition des Schweizerischen Grütlivereins, in mehrjährigen Zwischenräumen, in neuerer Zeit alle drei Jahre, mit der fast alle Jahre stattfindenden Delegiertenversammlung ein Zentralfest zu verbinden. Trotzdem nun der Grütliverein sozusagen in der sozialdemokratischen Partei aufgegangen ist, können sich die Behörden wie die bürgerlichen Bevölkerungskreise, angesichts der Festtraditionen, nicht der gewissenhaften Verpflichtung, der festlichen Ausschmückung der Stadt, entziehen. So sind an den Straßen Ehrenpforten errichtet, das eidgenössische Postgebäude, wie der eidgenössische Bahnhof, das Stadthaus, die Schulen und andere öffentliche Gebäude sind beflaggt. Auch winken am Feste neben den Arbeitern und Grütlianern auch bürgerliche Gesang- und Turnvereine mit und, die bürgerliche Jugend beteiligt sich mit Freude an dem Festzug, wie auch die Erwachsenen die Festtage besuchen. In dieser Beziehung unterscheiden sich die Verhältnisse in der Schweiz, trotz aller auch hier bestehenden sozialen und politischen Gegensätze, sehr vorteilhaft von jenen im Ausland. —

Am Freitag abend fand die festliche Eröffnung in den Sälen des Grütlivereinshauses statt. Der Präsident Dr. Sonder, Bezirksrichter, hielt eine vorzügliche Festrede, in der er den sozialistischen Befreiungsgedanken feierte, und umfaßte, welche politischen und gesellschaftlichen Aufgaben der nächsten Zukunft die Sozialdemokratie zu erfüllen hat. Drei Gestalten tauchten eine dramatische Szene auf, den Rütlischwur aus Schillers Wilhelm Tell. Ein Gerüfte, Sekundarlehrer Walter, hat ein Festspiel gedichtet: Der Grütlianer am Scheideweg, in dem er den Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus in zwei weiblichen Gestalten personifiziert, vorführt und historische Persönlichkeiten aus der Schweizergeschichte als Zeugen dafür auftreten läßt, daß sie den Kampf ihrer Zeit nicht nur für die politische, sondern auch für ihre wirtschaftliche Freiheit und Unabhängigkeit geführt haben. Historische „lebende Bilder", von den

Kinder des Volkes.

Roman von Alfred Bock.

(5. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Mit den besseren Leuten im Städtchen verkehrte der Lehrer nicht. Seine Kollegen hielten sich von ihm fern, weil er im Geruch eines Demokraten stand. Schade um den gescheiten Mann! Das Damoklesschwert hing über seinem Haupt. Da brauchte bloß ein anderer Schulinspektor zu kommen, schnapp! ging's ihm an den Kragen. Dann forschte man wohl von oben: wer von seinen Kollegen ist Gutfreund mit ihm? Ja, hieß es, der geht zu ihm und jener. So, so! Das genügte, einen ums Amt zu bringen. Schade um den gescheiten Mann! Aber wie die Dinge nun einmal lagen, keine Vertraulichkeit mit ihm.

Der einzige Mensch, der Vollhardt besuchte, war Herr Ambrosius Daque, Fabrikant des weitbekannten russischen Magenlikörs, genannt Daquewitsch. Das war ein fideler Sechziger, dessen Verstand und Menschenkenntnis die mangelnde höhere Bildung ersetzten. Abgesehen von seinem Tonfall liebte Herr Daque auch sonst einen guten Tropfen. Darum ihm der „Rachenputzer" seines Freundes Vollhardt sozusagen ein Loch in den Magen riß, hatte er ein für allemal sich ausgebeten, bei aus „Gesundheitsrücksichten" um die Erlaubnis gebeten, bei den abendlichen Besuchen seinen eigenen Wein trinken zu dürfen. Regelmäßig schickte er sein Faktotum mit einem Korb seiner Marken voraus. Der Lehrer profitierte davon und bekerte mit. Zuweilen kneipten die beiden durch. Die Bellhoffen offen war dahinter gekommen, doch schwieg sie fein still. Der Herr Vollhardt lebte so eingezogen, hatte Tag für Tag seinen Platz. Warum sollte der nicht einmal über die Stränge schlagen? Dann wußte sie aus eigener Erfahrung: So'n kleiner Schwipps war nicht zu verachten. Da fühlte man sich federleicht und aller Sorgen ledig. — —

Das Arbeitsstübchen war blitzblank. Eben ging die Bellhoffen daran, das Schlafzimmer in Ordnung zu bringen, als Vollhardt mit seinem Buben hereintrat. Der stattliche Mann mit dem freien Blick, der Junge seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten — die beiden konnten sich sehen lassen. Sie hatten den schönen Morgen benutzt und einen weiten Gang gemacht. Theo, der kleine Possenreißer, ließ allerlei Schnickschnack los. Gegen ihre sonstige Gewohnheit ging die Alte heut' nicht darauf ein. Dem Lehrer, der jede Falte in ihrem Gesicht kannte, fiel ihr Benehmen auf, und er fragte freundlich:

„Frau Bellhoff, wo fehlt's?"

Die Bellhoffen wollte nicht mit der Sprache heraus. Da schickte Vollhardt den Buben fort und wiederholte seine Frage eindringlich. Nun packte sie aus und erzählte umständlich, was sich mit der Lene Laurenbach und dem Notarschreiber zugetragen. Sie habe die Lene in ihr Herz geschlossen. Die sei treu wie Gold. Habe sie sich von dem Lumpen auch überrumpeln lassen, sei sie doch tausendmal besser als andere, die mit ihrer Ehrbarkeit die Backen voll nehmen, insgeheim aber grundverderben seien. Das sei das Schöne bei der Lene, daß kein Arg und kein Falsch an ihr sei, daß man durch sie durchgucken könne. Kaum aus dem Spital entlassen, habe sie sich mit dem Schoflas auseinandergesetzt. Das Geld, das er ihr angeboten, habe sie zurückgewiesen. Das Ende vom Liede sei, daß der schlechte Kerl die Stadlern heirate. Das saubere Pärchen sei schon verkündigt. Nun sitze die Lene wie betäubt da, gehe nicht mehr in die Fabrik. Wenn sie sich nur kein Leid antue. Das Mädchen dauere sie unbeschreiblich. All ihr Zureden sei vergebens. Was nun? Da sei's heut nacht wie eine Erleuchtung über sie gekommen: wenn der Herr Lehrer der Lene einmal zureden möchte. Er habe die rechte Art, so ein arm' Geschöpf wieder aufzurichten. Gott werde ihm die Gutthat lohnen.

Vollhardt war der Erzählung der Alten mit Teilnahme gefolgt. Da sie vom ihrer nächtlichen Eingebung sprach, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren. In mancherlei Fällen war seine Vermittelung angerufen worden, in so delikater Sache hatte noch niemand seinen Beistand begehrt.

„Frau Bellhoff," sagte er, den blonden Vollhart streichend, „Sie sind eine gute Seele. Und daß Sie Ihr Mitleid an keine Unwürdige verschwenden, weiß ich. Aber bedenken Sie eins. Das Unglück ist über das Mädchen hereingebrochen. Da bereit' ich ihren Gemütszustand. Wär' ihr Gebaren anders, wurf' es ein sonderbares Licht auf ihren Charakter. Und nun bitt' ich Sie, was soll mein Zuspruch der Armsten nützen? Das Beste muß die Zeit hier thun. Und dann der Gedanke an das Kind, der muß sie in die Höhe helfen."

Die Bellhoffen sah nicht sicher. Sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß der Herr Lehrer ihrem Schäfchen Mut zusprechen. Er solle ihre Hoffnung nicht zu schanden machen.

Vollhardt lachte.

„Ja, wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, will ich mit dem Mädchen sprechen. Aber wo und wann?"

„Dafür lassen Sie mich nur sorgen," schmunzelte die Alte und humpelte fort. — — — — —

Am anderen Morgen lag die Bellhoffen wimmernd in ihrem Bett. Die verwünschte Gicht! Lene schleppte warme Kriige herbei. Nun ließen die Samaritern etwas nach, allein an Aufstehen war nicht zu denken. Der Alte lamentierte, sie dürfe den Lehrer nicht im Stich lassen. Wenn der nicht seine Ordnung habe, sei ihm der ganze Tag verdorben. Da erbot sich die Lene einzuspringen und machte sich alsbald auf den Weg.

Vollhardt hatte seine Lauffrau längst erwartet, als deren Stellvertreterin kam. Lenes junge, flinke Hände hatten die Arbeit bald getan. Da sie wieder gehen wollte, rief sie der Lehrer in sein Zimmer. Das Unglück hatte ihre Züge verfeinert, ihre Augen mit einem traurigen Ausdruck waren wie in die Ferne gerichtet.

Der Lehrer bat sie, Platz zu nehmen und fragte, wie's der Frau Bellhoff gehe.

„Sie hat wieder ihr Gliederreißen," sagte Lene; „'s muß arg sein, sonst war' sie nicht liegen geblieben. Sie hat erst partu hergewollt."

Vollhardt nickte.

„Ja, sie sieht nicht. Wie oft hab' ich ihr vorgestellt, daß sie den Kaffeedienst bei mir aufgeben sollt', schon der bösen Treppen wegen. Dann lacht sie und spricht: „Sie werden mich nicht los, Herr Lehrer." Wir ist's ja recht, aber alles hat seine Grenzen. Sie mutet ihren Jahren zu viel zu. Nun hat sie wieder neue Pflichten übernommen."

Lene senkte den Kopf und schwieg. Vollhardt fuhr nach einer Pause fort:

„Sie müssen nicht glauben, daß sie sich darüber beschwert. Bei mir spricht sie sich offen aus. Daher weiß ich's, Lene — so heißen Sie doch? — sie ist Ihrem Kind herzlich zugethan, und Ihnen auch. Nur in der letzten Zeit hat sie sich gebärmt, weil Sie den Kopf verloren hätten."

„O nein, Herr Lehrer, den hab' ich noch," versetzte Lene wehmütig, „aber weiß genug, jetzt's daheim aus."

Vollhardt erhob sich und sagte herzlich:

„Ich kann mich in Ihre Lage versetzen, Lene! Die Vertrauensseligen müssen das Bitterste kosten. Hab' auch in

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020806/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG